Badische Zeitung 30.9.

„Ich denke mit Schmerz an Odessa“

BZ-INTERVIEW: Irina Kilimnik über gesellschaftliche Risse und Emanzipation in der Ukraine. Sie liest in Badenweiler aus ihrem Roman „Ein Sommer in Odessa“.

Von René Zipperlen

BZ: *Frau Kilimnik, als ich am Wochenende Ihr Buch las, berichteten die Nachrichten von neuen Bomben- und Drohnenangriffen auf Odessa. Mit welchen Gefühlen denken Sie heute an die Stadt?*

Kilimnik: Wie die meisten Menschen habe auch ich zu meiner Geburtsstadt ein besonderes Verhältnis. Odessa wird immer für mich etwas Unvergleichliches sein und eine der schönsten Städte der Welt. Heute denke ich mit Wehmut und Sorge an Odessa und auch mit einem gewissen Schmerz. Es war immer völlig selbstverständlich für mich, dass ich nach Odessa fahren kann, wann immer ich will. Bis heute geht mir nicht in den Kopf, dass das derzeit unmöglich ist.

BZ: *Sie haben Odessa 1993 verlassen. Waren Sie seitdem regelmäßig dort?*

Kilimnik: Regelmäßig nicht, aber oft. Anfangs waren wir zu sehr damit beschäftigt, uns ein neues Leben in Deutschland aufzubauen – vielleicht hatten meine Eltern es auch mit der Angst zu tun, sich in ihrer alten Heimat wieder so wohl zu fühlen, dass sie zurückwollten.

FOTO: SIMONE HAWLISCH

Autorin Irina Kilimnik

BZ: *Sie beschreiben in Ihrem Buch eine Stadt, die im Sommer zauberhaft aufblüht. Was macht Odessa so besonders?*

Kilimnik: Das gilt natürlich für Friedenszeiten und nicht für den derzeitigen Ausnahmezustand: Odessa ist für mich besonders vor allem durch seine Stimmung. Es herrscht ein leichtes Faulenzen, auch wenn man weiterhin zur Arbeit muss, gepaart mit einer feierlichen Sorglosigkeit, so als wäre jeder Tag etwas Besonderes. Das Leben verlagert sich nach draußen, die Nächte sind lang, oft hatte ich das Gefühl, mindestens die Hälfte der Stadt gehe überhaupt nicht schlafen. Und natürlich diese Kombination aus Stadt und Strand in einem – wie kann man das übertreffen?

BZ: *Die Bevölkerung der Stadt war immer teils ukrainisch-, teils russischstämmig. Wie haben beide Gruppen früher zusammengelebt und wie hat sich das seit der Unabhängigkeit verändert?*

Kilimnik: Odessa war seit ihrer Gründung eine multikulturelle Stadt. Verschiedene Nationalitäten lebten hier friedlich miteinander, denn die Menschen betrachteten sich in erster Linie als Odessiter und dann erst als Russen, Ukrainer, Juden, Griechen, Italiener usw. Die Stadt wird von ihren Einwohnern gern liebevoll Odessa-Mama genannt. Man sollte das allerdings auch nicht allzu nostalgisch verklären. Zur Stadtgeschichte gehört auch, dass in der Zeit seit Puschkin die Bolschewiken die Franzosen und Italiener vertrieben haben, die Deutschen die Juden und Stalin die Griechen und die Schwarzmeerdeutschen. Schon für Isaak Babel war Odessa ein Ort der Vergangenheit. Dennoch hat sich Odessa diese kosmopolitische Unabhängigkeit behalten. Nur die Zukunft weiß, was nach dem Krieg davon übrigbleiben wird.

BZ: *Ihr Buch setzt kurz nach der russischen Annexion der Krim ein. Durch Familien geht ein Riss – eine Mutter hört nur noch ukrainische Musik, während der Vater Putin im Fernsehen zujubelt.*

Kilimnik: In meiner Jugend spielte es keinen Unterschied, ob einer Russisch oder Ukrainisch sprach. Spätestens seit dem Maidan (*der ukrainischen Revolution von 2014, die Red.*) ist das anders und wird immer wichtiger. Historiker weisen darauf hin, dass sich die Ukraine auf dem Weg in die „Nationwerdung“ befindet, das scheint nur durch Abgrenzung zu funktionieren und diese schlägt sich auch in den Familien nieder.

BZ: *Sie erzählen aber vor allem von weiblicher Emanzipation in einem patriarchalen Land. Der Großvater hält tyrannisch drei Töchter und vier Enkeltöchter in Schach. Was an dieser Familie ist typisch für die postsowjetische Ukraine?*

Kilimnik: Die große Bandbreite an möglichen Lebensentwürfen: Großvater, der als Kommunist weiterlebt, aber im Kapitalismus ganz gut zurechtkommt. Olgas Tante Ludmila, die in eine Sekte gerät. Lena, die dem Westen und in erster Linie den TV-Soaps verfällt. Ich wollte eigentlich dem Vorurteil etwas entgegensetzen

FOTO: OLEKSANDR GIMANOV

Irina Kilimnik hofft, dass Odessa an seine kosmopolitische Vergangenheit und Identität anknüpfen kann

dass die Geschlechterverhältnisse in Osteuropa starr sind und man nur darauf wartet, vom Westen belehrt zu werden. Die Frauen in meinem Roman sind teils sehr selbstbewusst. Das trifft heute auf viele Osteuropäerinnen zu, deren Erwerbstätigkeit schon zu Sowjetzeiten höher war als im Westen. Die Bedeutung der Familie unterscheidet sich aber grundlegend von der westlichen Kernfamilie.

BZ: *Die Töchter haben nicht nur zu gehorchen, sie haben dem Großvater gegenüber auch Schuldgefühle. Er sagt, sie seien ihm etwas schuldig.*
Kilimnik: Aus Sicht dieses Narzissten schenkte er ihnen das Leben, „bewahrte" sie vor Dummheiten und hält die Familie zusammen. Ohne ihn wären sie alle gar nichts geworden. Daher schulden sie ihm Gehorsam und Loyalität. Am Ende sind es die Enkelinnen, die ihn entmachten. Solche Charaktere sind in osteuropäischen Gesellschaften nicht selten – Alina Bronsky hat in „Der Zopf meiner Großmutter" eine weibliche Variante beschrieben.

BZ: *Olga, von der er verlangt, dass sie Medizin studiert, wagt am Ende den radikalen Aufbruch. Haben Sie das selbst erlebt?*
Kilimnik: Ich weiß, was es bedeutet, sich von fremden Aufträgen zu lösen und wie schwer das sein kann. Ich kenne auch die Schuldgefühle und weiß, dass sie kein guter Ratgeber sind. Letztlich steht Olga vor der Aufgabe, vor der jeder junge Mensch steht: seinen eigenen Weg zu finden. Die Widerstände unterscheiden sich aber tendenziell zwischen Ost- und Westeuropa.

BZ: *Am Ende brennt die Datscha der Familie ab – mitsamt einem großen Geheimnis. Ist das auch ein Symbol für das Ende einer Ära? Olga erlebt sich ja als befreit.*
Kilimnik: Das kann man natürlich so deuten: Es wird etwas Neues entstehen, auch wenn es Zeit brauchen wird.

BZ: *Wie, glauben Sie, können ukrainische und russische Odessiten nach einem Kriegsende miteinander leben?*
Kilimnik: Das ist zum jetzigen Zeitpunkt überhaupt nicht zu sagen. Meine Vorstellung von einer Zeit nach Kriegsende knüpft an die kosmopolitische Geschichte Odessas an: an die Idee, dass Nationalismus nicht das Wichtigste ist, dass unterschiedliche Sprachen eher Bereicherung als Bedrohung sind. Dass es aber etwas geben muss, das alle zusammenhält. Das wäre eben dieses Odessa Mama.

Irina Kilimnik: Sommer in Odessa. Kein & Aber, Zürich 2023. 288 S., 24 Euro. Lesung Sa, 7. Okt., 16 Uhr, an den Literaturtagen Badenweiler (5. bis 8. Okt.) im Kurhaus. Programm und Karten unter www.badenweiler-literaturtage.de